

Abonnements:
Monatlich 55 Pfennig ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post bezogen
bei Selbstabholung vierteljährlich
Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
Geschiedt an allen Wochentagen
nachmittags.

Telegramm-Adresse:
„Volksstimme, Frankfurt/Main“.
Telephon-Anschluß:
Kant. Haus 7435, 7436, 7437.

Volksstimme

Insertate:
Die Ggspalt, Zeitungsstellen 15 Bsp.,
bei Wiederholung Rabatt nach Tarif.
Inserate für die fällige Nummer
müssen bis abends 8 Uhr in der Ex-
pedition Wiesbaden abgegeben
sein. Schluß der Inseratannahme
in Frankfurt a. M. vorm. 9 Uhr.

Postcheckkonto 529.
Union-Druckerei, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.
(nicht „Volksstimme“ adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Richard
Wittich, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe für Wiesbaden
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Weiskirchstr. 49, Telephon 1926 — Expedition: Bleichstr. 9, Telephon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier. —
Verlag der Volksstimme Maier & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 287

Mittwoch den 8. Dezember 1915

26. Jahrgang

Neue Zehnmilliarden-Kredite.

Franzosenrückzug am Wardar. — Erfolge in Südwest-Serbien und Montenegro.

Reichstag und Friede.

Am Donnerstag vormittag 10 Uhr soll im Reichstag die
wichtige Sitzung beginnen, in der die sozialdemokratische
Friedensinterpellation zur Verhandlung kommt. Ueber die
Absichten der bürgerlichen Parteien erzählt Herr Stein, der es
wissen kann, in der „Frankf. Bzg.“:

Die Wahl dieser frühen Stunde deutet darauf hin, daß man
hofft, diese Diskussion über Krieg und Frieden und auswärtige Poli-
tik in dieser ersten Sitzung zu erledigen. Das wird möglich sein,
wenn wie sich herausstellt, beabsichtigen die Parteien nicht, bei der
Besprechung der sozialdemokratischen Interpellation und der An-
kündigung an die Rede des Reichslandtags selbst längere Reden zu
halten. Es ist in parlamentarischen Kreisen sogar die Absicht auf-
gekommen, daß die bürgerlichen Parteien sich, wie es wiederholt in den
Kriegstagen geschehen ist, auf eine gemeinsame kurze Erklärung
beschränken wollen, die den Charakter einer Zustimmung zu der bis-
her befolgten Politik tragen würde. Eine Zusammenfassung der
Parteien zu einer solchen Erklärung würde sehr leicht sein, aber es
ist möglich, daß man doch davon Abstand nimmt, damit nicht geistig-
nahen ein Gegensatz zwischen den bürgerlichen Parteien und der
Sozialdemokratie formell geschaffen wird und daß also von jeder
Partei ein Redner sprechen wird, aber: ist in langer Rede.

Der Schlußsatz läßt erkennen, welche Bedeutung der
Interpellation auch für die innere Politik zukommt. Aber
mit politischen Kündigungen werden den tatsächlich bestehenden
„Gegensatz“ übersehen. Kürzlich erst hat Herr Boffermann in
einem Artikel der „Wiesbadener N. N.“ dafür gesorgt, daß die
Welt nicht vergesse, welchen Eroberungszielen bestimmte Grup-
pen des deutschen Bürgertums nachjagen. Den Gegensatz der
Sozialdemokratie zu diesen Absichten scharf hervorzuheben,
muß auch eine Aufgabe unserer Redner sein. Und natürlich
die Hauptaufgabe: den Kanzler zu einer offenen Abgabe an
Politiker mit solchen Bestrebungen zu bringen. Versteht sich:
das kann die Verdrängerung der Wasserfront und Genossen, die
längst offenkundig ist, noch vertiefen; und die Kraft zur Fort-
führung des Krieges wird durch die Verdrängerung von Grup-
pen, die wirtschaftlich sehr viel vermögen, nicht gestärkt. Aber
auf der anderen Seite steht die Rücksicht auf die Millionen,
die, wie sie ihn begonnen haben, den Krieg fortsetzen wollen
zur Verteidigung des Reichs. Die Verteidigungsmacht ist
zu einem billigen Frieden, so wird Deutschland gemeinsam
mit seinen Verbündeten fähig sein, gegen neue Anarchoziele
vorzugehen. Aber deutlich muß werden, daß Deutschland
nicht darauf brennt, den Krieg fortzusetzen. Nicht künftigen
Eroberungen zuliebe, sondern nur zu dem Zwecke, die Gegner
einem billigen Frieden willig zu machen, kann die Sozial-
demokratie in ihrer Kriegshaltung verharren. Sie wird Ge-
legenheit haben, den Erklärungen des Kanzlers Taten folgen
zu lassen. Denn am selben Donnerstag soll dem Reichstag
eine neue Kreditvorlage in Höhe von 10 Milliarden
Mark zugehen.

Berliner Brief.

* Am Donnerstag soll im Reichstag die sozialdemokrati-
sche Friedensinterpellation begründet werden und der Reichs-
kanzler will in längerer Rede antworten. Damit ist die Be-
antwortung der Frage sehr nahegerückt, die ein Frankfurter
Parteigenosse am letzten Samstag an dieser Stelle aufwarf,
indem er sich gegen meinen Berliner Brief vom 1. Dezember
wandte. Ich hätte den ungeheuren Wert verkannt, den eine
Klarstellung der Kriegsziele haben müsse. Unsere Gegner
drohten nur deshalb, weil sie an dunkle und ungreifbare
Kriegsziele Deutschlands glaubten. Schon die Beseitigung
von Mißverständnissen sei ein Fortschritt. Und der Reichs-
kanzler habe es in der Hand, solche Klarheit zu schaffen.

Welcher Segen wäre es in der Tat, wenn dies alles rich-
tig wäre! Ich würde dann der Erste sein, diese Situation zu
begreifen und ihre Ausnutzung durch den Reichstag zu
empfehlen und zu verlangen. Aber leider liegen die Dinge
nicht so. Das wird auch durch die bestgemeinten und warmen
Wünsche nicht geändert. Und ich bin als Sozialist immer
dafür, den Tatsachen scharf ins Auge zu sehen und mit und
anderen keinerlei Täuschung vorzumachen.

Deutschland hat es unglücklichweise nicht in der Hand,
offen über seine Kriegsziele zu sprechen, wie es unsere Gen-
ossen teilweise, aber wohlgerichtet, auch nur teilweise tun; auf
unserer Seite ist in diesem Stadium des Krieges leider noch
nichts „zur Klarstellung“ reif. Wir haben zwar bis jetzt im
Westen und Süden unsere Front gehalten, im Osten Rußland
aus Polen geworfen und Serbien besetzt. Aber wer weiß
dann, ob das endgültige Erfolge sind und ob wir sie wirklich
auf allen Punkten halten können? Ich möchte mir nicht an,
dies zu behaupten. Außerdem können wir immer noch an
anderen Punkten angegriffen und getroffen werden. Und
selbst wenn wir alles behaupten, was wir jetzt haben, so kön-

nen sich gerade darum so heftige und für beide Teile kräftever-
zehrende Kämpfe entwickeln, daß wir uns sehr in acht nehmen
müssen, voreilig von Verhältnissen zu sprechen, die schlechter-
dings noch für niemanden zu übersehen sind, am wenigsten
für eine verantwortliche Regierung. Ist der Frankfurter
Parteigenosse, der anscheinend so sicher gegen mich auftritt,
wirklich seiner Sache so gewiß, daß er jetzt schon mit autem
Gewissen fragen könnte, was wir z. B. „von Frankreich wol-
len, auch wenn es den Anspruch auf Elsass-Lothringen fallen
läßt“? Er antwortet zwar gleich selbst, man könne gar nicht
das deutsch-französische Verhältnis „für sich betrachten wol-
len“. Frankreich sei auf England angewiesen, und deshalb sei
Deutschlands Verhältnis zu Frankreich von dem zu England
abhängig! Sehr richtig! Wenn dem aber so ist, was hat es
dann dann für einen Zweck, schon schillernde Seitenblasen über
unser Verhältnis zu Frankreich steigen zu lassen? Die Selbst-
verständlichkeit zu verdecken, daß die deutsche Sozialdemo-
kratie den bisherigen Bestand Frankreichs achten wolle, wenn
Frankreich den unseren nicht achten will und sich weiter auf
Tod und Leben mit der englischen Ausbesserungs- und Er-
schöpfungspolitik verbindet? Und wenn uns die beiden viel-
leicht noch einmal den Rücken in den Rücken jagen? Da er-
scheint es mir wirklich als nutzlose Jungenübung, jetzt über
„unser Verhältnis zu Frankreich“ zu sprechen und lediglich
bedingte Betrachtungen darüber anzustellen, was sein wird,
wenn dies und jenes so ist. Es kann sehr, daß wir Gelegen-
heit bekommen, Frankreich von Englands Seite zu ziehen.
Dann muß unsere Sprache zu ihm natürlich ganz anders lau-
ten, als für den Fall, in dem es hartnäckig für die englische
Weltbeherrschung an der Seite Großbritanniens weiter kämpft.
Und unser Verhandlungs- und Vorschlagsbedürfnis kann
durch Kriegsergebnisse an dritten Stellen schon wesentlich be-
einflußt werden. Ich bin bescheiden genug, zu sagen, daß ich
da vor lauter ungewissen Dingen stehe und nicht über die
nötige Unbefangenheit verfüge, mich mit allen diesen un-
gewissen Dingen im voraus abfinden zu können. Ich nehme
auch viel weniger auf die „dunklen Drohungen“ der Gegner
Bisogna, als der Frankfurter Parteigenosse glaubt. Diesen
Drohungen lege ich vielmehr für die Sache der späteren Frie-
densverhandlungen gar keine Bedeutung bei. Wer weiß, ob
sie dauernd mit der nötigen Macht gestützt werden können,
oder ob sie nicht umgekehrt bei einer unglücklichen Wendung,
die der Weltkrieg noch für uns nähme, gesteuert und verviel-
fältigt wahr gemacht werden? Auch dies mag ich mir nicht
an, jetzt schon irgendwie für den Frieden in Rechnung zu stel-
len. Aber das weiß ich, daß Deutschland von allen Seiten
arg bedroht ist. Das ist eine unauflösbare Tatsache. Und das
so bedrohte Land kann unmöglich der Welt sagen, was es tun
werde, wenn es von keiner Seite mehr bedroht sei. Diese Be-
drohung gründlich zu beseitigen, dazu gehören noch so große
Anstrengungen, daß ich nicht leichtfertig genug bin, ihren
vollen Erfolg heute schon einzustellen und auf ihm Ver-
sprechungen aufzubauen. Der Bedrohte ist nach allem Brauch
der Welt, der zu sagen braucht, wie er sich den Abbruch und
die Folgen des Kampfes denkt. Edelmütig wird in der Politik
niemals gelohnt, sondern immer gegen seinen Besten aus-
genutzt. Und außerdem weiß ja der Bedrohte niemals im
voraus, ob er durchschlagend, halben oder Viertelserfolg hat
und welchen seiner vielen Gegner er bestenfalls zuerst und end-
gültig abwehrt. Danach muß er sich aber richten, wenn er
ernsthaft und nicht bloß in nebelhaften Vorstellungen von der
Welt des Kampfabchlusses sprechen will. Daher kommt es ja,
daß auch bei den Friedensbetrachtungen des Frankfurter Par-
teigenossen vom 4. Dezember so außerordentlich wenig heraus-
sprang. Zu England sollen wir mit gutem Recht von der
Forderung „freien Seerechts und freien weltwirtschaftlichen
Verkehrs“ sprechen können. Ist das alles, was die Reichs-
tagsausrede zum Weltfrieden beitragen soll? Dann fürchte
ich, sie wird ihn trotz Gress „Diskussionsbereitschaft“ weiter
als jemals hinauschieben! Neue Forderung bedeutet näm-
lich eine Art Abhandlung für England, in die es nach keinem
einigen ernsthaften Anzeichen schon zu willigen bereit ist.
Und die Behauptung, daß wir „fürwahr auch England gegen-
über Pfländer genug hätten, um dies durchzusetzen“, erscheint
mir mehr als fühl und gewagt. Dazu reicht die Befestigung
Belgiens und Nordfrankreichs entfernt noch nicht aus. Nur
um Belgien und Frankreich wiederherzustellen, gibt England
seine Herrschaft über den Kanal, die Enge von Gibraltar, den
Suezkanal und so vieles andere schwerlich auf. Die verdrä-
hten Pläne der sechs wirtschaftlichen Verbände in Deutschland
aber braucht doch die deutsche Regierung so wenig ausdrück-
lich abzulehnen, wie etwa das Annehmen, daß sie Österreich
halb annehmen müsse, um dort Ordnung zu schaffen. So
blump baut die Weltgeschichte nicht an der wirtschaftlichen
und politischen Umgestaltung Europas. Die vollzieht sich
meines Erachtens, wenn man überhaupt jetzt schon Friedens-
umrisse zeichnen dürfte, viel mehr nach den ökonomischen Be-
dürfnissen und Notwendigkeiten der technisch entwickeltesten

und produktivsten Industrie- und Handelsnationen. Da
liegen die Friedensspuren, denen man mit viel mehr Augen
nachgehen kann, die aber jetzt noch sehr stark unter noch nicht
aufgeräumtem und noch sich mehrendem Kriegswust ver-
schüttet liegen. Sie muß man auszugraben suchen, wenn man mit
etwas Wahrheitsliebe von der Gestaltung des kommenden
Friedens sprechen will. Diese Arbeit besorgt aber der Frank-
furter Parteigenosse leider auch nicht; er versucht nicht ein-
mal ihren Anfang.

Bestenfalls werden die bevorstehenden Reichstagsdebat-
ten eine Uebersicht über die wirtschaftlichen Triebkräfte in
Deutschland und ihre Ausprägung in den Parteien mit Be-
zug auf den Krieg und seine Fortsetzung bringen. Der Reichs-
kanzler kann nur erklären, was die Gegner anstreben und was
wir davon mit aller Kraft ablehnen. Da gilt es zu beobachten
und zu lernen und die Macht der Arbeiterkraft hinter die
kulturell vortrübende Richtung zu stellen. Das ist
meines Erachtens die wirksamste Friedensarbeit, mit ihr
helfen wir dem brennenden Friedensbedürfnis, das wir alle
empfinden, am wirksamsten durch die praktische Tat.

Der Rüstungswort der Alliierten.

Die englischen Blätter veröffentlichten den Wortlaut des
Fünf-Mächte-Abkommens wie folgt:

Nachdem die italienische Regierung sich entschlossen hat, der
am 7. September 1914 in London zwischen der englischen, franzö-
sischen und russischen Regierung unterzeichneten Erklärung, wel-
cher die japanische Regierung sich am 19. November 1915 anschloß,
beizutreten, erklären die Unterzeichneten, welche von ihren Regie-
rungen dazu ermächtigt wurden, folgendes:

Die britische, französische, italienische, japanische und russische
Regierung verpflichten sich, im gegenwärtigen Kriege einzeln nicht
Frieden zu schließen. Die fünf Regierungen vereinbaren, daß, so-
bald Friedensbedingungen zur Diskussion gelangen werden, keiner
der Verbündeten Friedensbedingungen aufstellen wird, ohne vorher
die Genehmigung eines jeden der anderen Verbündeten dazu er-
halten zu haben.

Zur Bestätigung dieses unterschreiben die Unterzeichneten
diese Erklärung und besten daran ihr Siegel.

Gegeben in London am 30. November.
ges. Edward Grey, Cambon, Imperiali, Imamura, Venetianoff.

Neu ist der zweite Absatz des Abkommens. Sein Wort-
laut würde es jedem der Verbündeten möglich machen, jede
Friedensvorbereitung völlig zu vereiteln. Aber wörtlich
dürfen solche politische Traktate nicht aufgefacht werden.
Wahrscheinlich entspricht der Absatz einem Verlangen Ita-
liens, das sich auf alle Fälle Erfüllung seines Appetits auf
albanisches Gebiet sichern möchte. Kennzeichnend ist ja, daß
Belgien, Serbien und Montenegro den Traktat nicht unter-
schrieben haben. Die Macht der drei existiert nicht mehr, sie
find keine Größen, die irgendwie in Betracht kommen. Von
Rikta, dem Zaunkönig, wird ja auch berichtet, er habe be-
reits mit dem Abschluß eines Sonderfriedens gedroht, sei
aber vom Viererband schleunigst zur Maison gebracht wor-
den. Würde einer der Viererbandmächte militärisch oder
wirtschaftlich zusammenbrechen, so existierte auch für ihn der
Vertrag nicht mehr. Aber auch andere Möglichkeiten zur
Ergreifung des Ringes sind denkbar. Im autokratischen
Rußland die Furcht, daß Fortsetzung des Krieges den Roma-
novs die Herrschaft kosten würde, in Frankreich eine Volks-
bewegung, die sich auf die Zusage günstiger Friedensbedin-
gungen stützen könnte.

Der Rüstungswort ist ein furchtbares Instrument zur Ver-
längerung des Krieges, ein Geschäft von gewaltigeren Dimen-
sionen wie Krupps dicke Verja. Aber das Geschäft kann nach
hinten losgehen . . .

Auch in England „vorläufige Schachschere“.

London, 7. Dez. (W. B. Nichtamtlich.) Die „Times“
meldet: Die Regierung beabsichtigt, vor dem neuen Jahr
keine neue Kriegsanleihe auszuscheiden; man hofft, vor-
läufig mit den Schatzscheinen auszukommen. Es wird die
Aufstellung eines Aufsichtsrates über die Kriegsausgaben in
Erwägung gezogen, an dem das Kriegsamt und die Admira-
lität mitwirken sollen.

Franzosenrückzug und Bulgarenerfolge.

Bulgarischer Kampfbericht.

Sofia, 7. Dez. Amtlicher Bericht vom 4. Dezember.

Am Anfang unserer Operationen gegen Serbien, als unsere ganze Armee westwärts geschickt wurde, hatten die gelandeten französischen Truppen, unterstützt durch serbische Streitkräfte, bei ihren Operationen im südlichen Mazedonien sich auf der Linie Sonitschka-Blawa-Babuna-Platina-Gradsko-Arinolac einrichten können, aber wir zögerten nicht, je nach Möglichkeit vorzudringen, verstärkten unsere Truppen an dieser Front und gelangten bis Anfang November dahin, den Feind über die Linie Arinolac-Bardar-



Es war zu rückzuwerfen. Unser Ziel war, die französische Front zu umfassen, um sie nach der Ankunft genügend Kräfte einzuschließen. Die Befehle des kaiserlichen Oberbefehlshabers des Makedonien brachte uns dem erstrebten Ziele näher, denn die Franzosen haben sich dadurch von Nordosten, Nordwesten und Südwesten umringt. Sie bemerkten die gefährliche Lage, in die wir sie versetzt hatten, und schickten sofort den Befehl, sich zurückzuziehen, um der sie bedrohenden Katastrophe zu entgehen. Es ist anzuerkennen, daß sie das Rückzugsmanöver in vorbildlicher Art auszuführen verstanden, denn sie konnten sich aus der Range, in die wir sie genommen hatten, befreien.

Unsere Truppen gingen an der ganzen Front zur Offensive über und besetzten gegen Mittag die Linie Arinolac-Regotin-Kabardari; der Feind zog sich sehr eilig, von unseren Truppen bedrängt, zurück. Nach der Durchsicht der Operation auf der Brätschina setzte der Große Generalstab des Heeres starke Abteilungen auf Tetovo-Gostivar und Kitchewo an mit dem doppelten Zweck, erstens Dibra zu besetzen und den Serben den Rückzug nach Mazedonien, wo sie sich möglicherweise mit den englisch-französischen Truppen hätten vereinigen können, abzuschnellen, zweitens Drida und Struga zu besetzen und so den serbischen Abteilungen, welche in der Umgegend von Monastir und Resna operierten, den Rückzug nach Albanien unmöglich zu machen. Die Abteilung, welche der Belagerung von Monastir den Rückzug abschneiden sollte, wurde über Smilewo auf der Straße Monastir-Resna angeordnet; diese Abteilung stieß durch ihren Vormarsch die Serben, Monastir am 8. Dezember zu räumen.

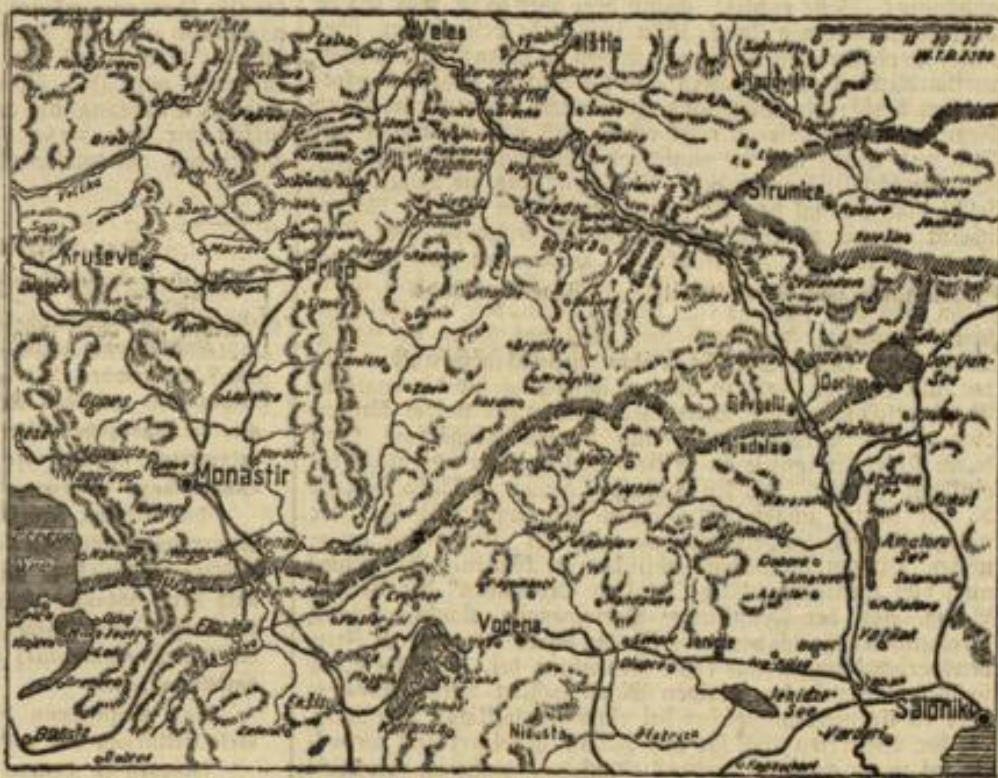
Heute wurde die Stadt durch und besetzt. Weitere Abteilungen marschierten auf Ochrida und Dibra. Westlich Prizren geht der Vormarsch auf Djakowa weiter. Am Mittag überschritt eine Abteilung unserer Truppen den Reichen Drin und nahm heute Abend die Stadt Djakowa in Besitz.

Nach ergänzenden Berichten haben unsere in der Umgegend von Prizren operierenden Truppen festgestellt, daß die Niederlage der Serben bei Kulu-Duma den Charakter einer Katastrophe trug. Auf der hallosten Flucht von Prizren nach Kulu-Duma verloren die Serben unterwegs ihre ganze Artillerie, nebst Staffeln, Fuhrpark, Kraftwagen, den Wagen des Königs, 820 Omnibusse, eine beträchtliche Menge Vorräte, Munition aller Art und anderes Kriegsgerät. Bei jedem Schritt vorwärts finden wir Geschütze, die auf Wegen und verlassen Stellen stehen geblieben sind. Das zeigt, von welcher Panik die aufgelöste serbische Armee ergriffen ist, die vergeblich der Katastrophe zu entgehen sucht. Die seit zwei bis drei Jahren von den Serben durch die schlimmsten Ausbeutungen bedrückten Albaner erheben sich und kämpfen mit den Waffen gegen die serbischen Haufen, die durch die Gebirge Albanien irren.

Sofia, 7. Dez. Amtlicher Bericht über die Operationen am 5. Dezember. Unsere Truppen sehen an beiden Ufern des Bardar die Verfolgung der Franzosen fort, die sich zurückziehen. Die Kolonne, die nördlich von Monastir über Smilewo gegen die Straße Monastir-Resna vorrückt, hat nach erbittertem Kampfe die Serben am Bigla-Gebirge geschlagen und die Stadt Resna besetzt. Die Kolonne, die nördlich von Monastir vorrückend, von Kitchewo gegen Ochrida marschiert, bemächtigte sich nach hartem Kampfe einer stark besetzten Stellung bei den Ortschaften Medovo und Arlamorac; sie marschiert jetzt gegen Ochrida. Die Kolonne, die von Kitchewo gegen Dibra marschiert, hat die Serben nach blutigem Kampfe an der Wasserseide, welche dem Ramm des Rama-Gebirges folgt, geschlagen und gegen Mittag Dibra besetzt, von wo sie den Feind in der Richtung auf Struga verfolgt. An der Front bei Djakowa, Kulu-Duma sehen unsere Truppen die Abhüllung des von den Serben und den Montenegroern im Stich gelassenen bedeutenden Kriegsmaterials fort.

Ein französischer Bericht.

Athen, 7. Dez. (B. B. Nachrichten.) Meldung der „Agence Havas“: Die Bulgaren versuchten, eine Brücke über die Cerna zu schlagen; das Unternehmen scheiterte. Die Kälte und die unverbundenen Straßen verhindern den serbischen Rückzug in Albanien, wo 100 000 Serben und 20 000 Flüchtlinge konzentriert sind.



Genilleton.

Adolf Menzel.

Von Kurt Eisner. — Zum 100. Geburtstag (8. Dezember).

Der Jahrestag des Adolfs Menzels trifft in eine Zeit, da die schwere Kunst des Charakterisierens für die Schreiber sich außerordentlich vereinfacht. Man stellt in nationalstolischen Stolz fest, daß der Künstler innerhalb der deutschen Grenzen geboren und erzieht ihn flugs zum Kaiser deutschen Wesens, und glaubt etwas gesagt zu haben, wenn man ihn als vollendeten Ausdruck völkischer Eigenart verachtet.

Gerade im Falle Menzels ist aber solche billige geographische Einverleibung nicht nur inhaltlos, sondern sie ist ein gedankenloser Widerspruch gegen die offenkundigsten Tatsachen. Denn die ganze preussische Volkstümlichkeit Adolfs Menzels wurzelt in der geistigen und materiellen Verlebendigung jenes Stils französischer Kultur auf märklichem Boden, von dem noch heute die französische Aufschrift nicht weggewaschen ist: Sans souci! Dieses fremde Kolonialland, dessen weltlich-sinnlicher Zauber und gebändrigte Formenreichtum in die erste Stange der Dreieinigkeit von Wald, See und Sand eingeprengt ist, ist die künstlerische Heimat Adolfs Menzels. Auch in diesen Kriegsjahren vermerkt noch der Sans-Souci-Führer, wenn er den Gärten des Bibliotheksaal Friedrichs II. geht — und es ist an seinem Ton nicht zu erkennen, ob er es bewundernd, erstaunt oder mißbilligend sagt —: 1800 Bände, alle französisch! Es ist wie ein Symbol, daß die einzige Türe dieses braungefärbten Raumes auch nur eine Bücherhülle ist, die beim Schließen sich genau in die anderen Schränke einfügt, und den einsamen Leser dergestalt ringsum von der märkischen Erde und deutschen Sprache draußen absperret und ihn ungehindert dem Verkehr mit den Geistern Frankreichs überläßt. Hier war es dann, wo Adolf Menzel sich fand.

Es war nicht etwa bloß der Reiz dieser bunten und anmutigen Formenfülle, die den jungen Menzel anzog, auch nicht die Gewissenhaftigkeit, Mühe und Gediegenheit der Arbeit, die geleistet werden muß, ehe diese spielende lächelnde Leichtigkeit errungen wird. Noch weniger waren es künftige Bedürfnisse, die ihn in das Reich Friedrichs II. lockten. Menzel ist nie ein Hofmann und Hofmaler gewesen, wie er 1870 das Schlachtenmalen den Anton von Werner und Schnitzern überließ. Es war ein für ihn allerdings

sehr vorteilhaftes Verhältnis, daß er aus rein stofflichen Gründen für einen Hofgenossen gehalten wurde.

In Wahrheit aber kam Adolf Menzel aus recht entgegengegesetzten Motiven zum alten Reich. In der dumpfen Zeit des Vormarsches wurde für die liberale Opposition Berlins die freibergerische Legende des Ausdrucks der durch Zensur und Polizeigewalt bedrückten freien Meinung. Der königliche Freigeist ward der Schutzheilige in einer ängstlich schmelzenden Zeit. Sein Ruhm, seine Ungehebigkeit, seine rein weltliche Vernunftkultur ward für die rebellierenden Vormärzler zur erlaubt lokalen Rasse ihrer eigenen Auslieferung wider die allgemeine Erschlaffung, Uniformität, wider Wölfe, Dunkelmannsdämonen und Dummheit.

In diesem Geiste schrieb Augier sein Buch über Friedrich II. von Preußen, und in diesem Geiste zeichnete der junge Menzel jene 400 Vorlagen für die illustrierten Holzschnitte des Werkes, die seinen Ruhm als des größten deutschen Zeichners begründeten. Adolf Menzel, der alles zeichnete und malte, was seine Augen erfaßten, hat sich niemals den Ereignissen und Entwicklungen des politischen Lebens teilnahmslos entzogen. Das Revolutionsjahr begeisterte ihn so stark, daß er es damals ablehnte, Dinge der Vergangenheit künstlerisch darzustellen. „Jetzt, wo unsere Gegenwart (schrieb er 1848 an den Kasseler Kunstverein) endlich selbst einen Inhalt hat, und noch mehr bekommt, würde mir ein Stoff, der voraussetzt eine solche Kunstanstrengung erforderlich, ohne ein dieser entsprechenden auch für uns noch begünstigendes inneres Gegengewicht zu besitzen, eine Last sein. Jetzt erst können wir in Deutschland wieder zu uns selber zurück und zur Kunst der Vergangenheit in eine gerade Stellung gelangen. Diese Forderung an sich muß jetzt jeder einzelne fühlen.“ So hat Menzel die Ausführung der Ritzgefallen in einem — unvollendeten — Gemälde dargestellt. Ein merkwürdiges Zeugnis dieser Stimmung ist aber auch das 1848 entstandene Porträt seines Bruders. Der junge Mann ist dargestellt, auf einem Stuhl am Tische sitzend. Aber er ist ganz Spannung, Bewegung, konzentrierter geistiger Entschluß, als ob er im nächsten Augenblick auf die Straße eilen würde, um in den Kassen mitzugreifen. Das Porträt erinnert ganz auffällig an Daubiers Volkabewegung auf der Straße.

Adolf Menzel wurde mit dem Alter kälter, viel kälter. Aber er behielt sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten und er behauptete, wie immer er befürchtete, nahm mochte auf die höchsten Ehren, mit denen man Königsden den Kreis überschritt, seine innere Unabhängigkeit und Würde; er verstand die charaktervolle Kunst kritisch ablehnenden Schweigens. Er war ein Nepra-

Dem Elend serbischer Flüchtlinge.

Der serbische Journalist Bojo J. hatte Schilderungen, die er dem Briefe eines Landsmannes entnahm, in italienischen Zeitungen veröffentlicht. Einem Brief der italienischen Regierung folgend, lebten die Flüchtlinge ab. Italien kann sich nicht zum Mundstück für den Elendschrei machen, weil es nicht viel mehr als nichts tun will und vielleicht auch kann. Die Massen der in Albanien in größtem Elend auf ihren Reiter wartenden serbischen Frauen, Greise und Kinder, mag sich Italien nicht auf den Hals laden. So kam die Schilderung nach der Schweiz. Es wird darin erst gesprochen von Massen Flüchtlingen, die nach Montenegro streben. Sie dachten auf Freunde zu stoßen. „Aber in dem Raum zwischen Belopolje und Zep wurde uns gesagt, Montenegro würde in einer derartigen Ueberführung mit hungrigen Deutschen selber mitertrinken. Ich gehörte mit einigen Hundert meiner Leidensgenossen zu den „Glücklichen“, zwischen Blawa und Zep von dem unabsehbaren Trost der Flüchtlinge uns loszulassen zu können. Von montenegrinischen Postsoldaten wurde der ganze Haufen in die Mitte genommen und bis an die albanische Grenze geleitet worden, die dann abgebrochen gehalten wurde, damit niemand mehr auf montenegrinisches Gebiet zurück konnte.“ Der Briefschreiber begreift, daß Montenegro sich nicht selbst dem Hunger überantworten wollte. Aber auch die betrachteten die Flüchtlinge als ungeliebte Gäste. Man war vom Regen in die Traufe gekommen. Das Unglück wollte es, daß im Herbst und Sommer die Grenzbesitzer alle ihre Lebensmittelvorräte an die Montenegroer verkauft hatten und nun selber unter großer Not zu leiden haben. In den Winter hatte man hier kaum gedacht. Schon das montenegrinische Geld in den letzten Wochen fast im Wert gelunken war, wollten die Albaner erst recht kein serbisches Geld annehmen. Selbst wohlhabende Flüchtlinge konnten sich hier keinerlei Vergünstigungen erkaufen. Bragab es nicht. Noch weniger Mitleid. So blieb nach einem langen Nacht der Flüchtlinge nichts übrig, als in einem Bauernhause einzubrechen, in dem Protokräfte vermutet wurden. Man hätte es nicht gewagt, wenn nicht kurz zuvor einige Hundert serbischer Flüchtlinge mit Sandwaffen an der übrigen Menge gestochen wären. Es entwickelte sich ein blutiger stundenlangender Kampf um die paar Brote. Die Serben blieben zwar Sieger, aber die Kunde vom dem Ereignis hatte sich rasch weiter verbreitet, und die Flüchtlinge mußten sich unter fortgesetzten Kämpfen mit den Eingeborenen den Weg meist am Laufe des Drin und seiner Nebenflüsse entlang, bis nach Skutari erschließen. Auf diesem blutgetränkten Wege haben nach ungefähren Schätzungen über die Hälfte der Flüchtlinge ihr Leben gelassen. Der Briefschreiber befürchtet, die Zusammenstöße werden böse Folgen haben; ganz Albanien warte nur auf ein Zeichen, um sich in einen einzigen Feuerherd zu verwandeln.

Der gestrige Tagesbericht.

(Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Auflage enthalten.)

Großes Hauptquartier, 7. Dez. (B. B. Amtlich.)

Weltlicher Kriegsschauplatz.

Bei Ferry-aux-Bac glückte eine größere Sprengung. Der französische Graben ist mit seiner Befestigung verschüttet, eine fast vollendete feindliche Minenanlage ist zerstört.

Ostlich von Auberville (in der Champagne) wurden etwa 250 Meter des vorderen französischen Grabens genommen, über 60 Mann fielen gefangen in unsere Hand.

Oeklicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist im allgemeinen unverändert.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Zep ist erreicht. Etwa 1250 Gefangene und 6 Geschütze wurden eingebracht.

Die Franzosen haben vor der drohenden Umfassung ihrer Stellungen im Cerna-(Naraja)-Bardar-Vogel aufgeben müssen.

Oberste Heeresleitung.

Seit jenes alten, rein verstandesmäßigen wüßigen Berückern, das für Uebersehbarkeit, für alles, was jenseits einer reichlichen, geraden und gebieterischen Vernunft liegt, für Phantasie und Gekitschwindel keinen Sinn hat. Dieses Wesen spürt man in dem ganzen Riesennetz seines Schaffens. Alles ist hellste Disziplin, kritischer Verstand, unbegrenzter Fleiß und solideste Nüchternheit und Abwehrkraft. Adolf Menzel hat alle Dinge wiedergefaßt, die er auf Erden sah. Er hat die Welt gespiegelt, aber selbst hat er niemals völlig entäußert. Es bleibt etwas Unabdringliches in dieser schrägen Zwergeinheit mit dem mächtigen Schabel, der mit den Jahren immer mehr wie ein wandernder Kopf wirkte. Was hat er in seinem Inneren gedacht, gefühlt, erlebt? Seine Kunst verrät nur, was er mit sachlich unbedingten Augen gesehen hat. Vielleicht gab er sich selbst nur dann gang hin, wenn er Musik hörte, die er liebte und deren Genuß ihm durch familiäre Beziehungen immer zur Verfügung stand.

Doch dieser Klarheit aller Künstler dennoch ein Problem war, das zeigte auch das Schicksal seiner Weltung. Er ist neunzig Jahre alt geworden und seine Kunst hat sieben Jahrzehnte lang die Öffentlichkeit beschäftigt. Dennoch als kurz nach seinem Tode 1909 eine Ausstellung seiner Werke — an 6000 Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Radierungen — veranstaltet wurde, entdeckte man in dem Hofgenossenmalers plötzlich den jungen Menzel als einen Gang-Modernen, als einen versprengten Vorläufer des Expressionismus, des Impressionismus. Die Bilder, die in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre von Adolf Menzel gemalt wurden, gelten seitdem für seine Höhe, für sein Eigentümliches und Innerliches. Nichts von schönen Motiven, von heroischen Stoffen. Er zeichnet und malt, was er von seinem Berliner Strahmensfer aus sieht, das Gerümpel bei den letzten Häusern der Vorstadt, müde Gänge, lagernde Arbeiter. Er entbehrt 1847 die malerische Bedeutung eines fahrenden Jügers der Berlin-Brandenburger Eisenbahn, wie er später zuerst in seinem Eisenbahnwerk die Welt der großen Industrie gebildet hat. Er ist immer von peinlichster Genauigkeit: Wenn er in einer Landschaft einen Baum zeichnet, kann ihn der Botaniker in ein Lehrbuch aufnehmen. Der Berg, den er gärtlich nachschreibt, wird der Naturforscher ohne Mühe nach Nam und Zeilen zeichnen können. Der Künstler ist der unermüdete Arbeiter, dem keine Eingebild des Handwerksmäßigen zu unerbittlich ist, als daß er nicht geübt-ungestüm um seine technische Bewältigung ringen sollte. Man hat Menzel nicht mit Unrecht den „Gelehrten“ unter den Malern genannt. Sein wissenschaftlich schendes Aus-

In Italien haben diese Klagen verschärft. Die Kriegseifrigen merken tadelnd an, es werde immer mehr offenbar, daß der Papst mit Feinden des Bismarckbundes sympathisire.

